

Raimund Müller

Kanonen und Kantaten

Historischer Roman



Prolog

Herbst 1757

Als glutroter Feuerball stand die Sonne tief am Horizont.

Nicht eine Wolke bedeckte den Himmel. Ein Vogelschwarm flog über das breite Tal gen Süden, durch das sich träge ein Fluss wand.

Auf der mit Laub bedeckten Allee war einsam ein Reiter zu sehen, der weder von hohem Stand noch von ganz geringem erschien. Dem Pferd waren an Riemen mehrere Gepäcktaschen und ein Reisebett angebunden. Der Sattel wies ausgebeuerte Stellen auf und versah seine Dienste wohl seit Jahren. Seitlich daran hing ein Degen herab.

Das Gesicht des Reiters war noch jung. Unter einem schwarzen Dreispitz sahen zwei Schläfenlocken hervor. Sein langes, dunkelblondes Haar hatte er im Nacken zu einem Knoten gebunden und in einen „Crapaud“ versorgt, den er mit einem langen schwarzen Band, zu einer Schleife geformt, daran befestigt hatte. Er trug einen aufgeknöpften, aus grauem Tuch gefertigten Rock mit breitem Kragen, Manschetten und Revers, darunter eine hellblaue Weste, die ein Halstuch zierte. Die Kniebundhose war ledern – ebenso die Gamaschen, die er über dem groben Schuhwerk trug.

Das Pferd, eine Fuchsstute, entsprach nicht gerade dem geltenden Schönheitsideal. Von allem besaß diese undefinierbare Rasse entweder etwas zu viel oder zu wenig. Im Ganzen wirkte sie gedrunken. Der große Kopf stach dabei besonders hervor. Doch besaß sie eine schöne Mähne und einen dichten Schweif.

Matthäus kannte die Gegend. Sein Reiseziel, das nahe gelegene Ackerstädtchen Northeim, wäre für ihn noch im letzten Tageslicht zu erreichen gewesen. Doch lenkte er sein Pferd von der Allee ab und ritt über die angrenzende Wiese zum Flusslauf, den er an einer seichten Stelle durchquerte.

Am gegenüberliegenden Ufer erstreckte sich ein ausgedehnter Auwald. Er stieg ab, nahm das Pferd am Zügel und betrat das Dickicht des Waldes auf einem Pfad, den nur geübte Augen erkennen konnten. Nach wenigen Schritten nahm das dichte Unterholz ab. Im Halbdunkel des Waldes stieg das Gelände leicht bergan. Zwischen den Bäumen weitete sich ein Farntepich aus.

Der Pfad führte Matthäus zu einem hohen Felsen, der einen Überhang bildete. Darunter lag eine Feuerstelle. Unweit davon, in einer Senke, sprudelte aus einem mannsbreiten Kessel eine Quelle. Matthäus untersuchte die Asche und stellte fest, dass schon lange keiner mehr hier gewesen war.

Nachdem er sein Pferd gut versorgt wusste und auch das Lagerfeuer brannte, ging er zur Quelle hinab. Dort zog er sich aus und badete, bis sein Geschlecht auf die Größe einer Walnuss geschrumpft war.

Matthäus warf sich eine Decke über. Den Sattel richtete er neben dem Feuer als Hocker zurecht. Sein Abendessen bestand aus einem halben Laib Graubrot und einem Stück Ziegenkäse. Aus einer Feldflasche trank er Wein, der aus Blankenburg stammte.

Seit mehr als einem Jahr herrschte Krieg. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war in einer mächtigen Allianz mit Frankreich, Russland und Schweden gegen Preußen, Braunschweig, Hannover und die Landgrafschaft Hessen in den Krieg getreten. Als Kurfürst von Hannover hatte sich König Georg II. von Großbritannien, der um seine deutschen Stammlande fürchtete, auf die Seite Preußens gestellt. Doch standen die Dinge für ihre Sache schlecht.

Wenige Tage nach der verlorenen gegangenen Schlacht bei Hastenbeck wurde Northeim von Franzosen besetzt, deren Willkür ihresgleichen suchte. Die Soldaten konfiszierten alles, was ihnen nützlich schien, und ließen der Einwohnerschaft nur das Nötigste zum Leben. Selbst die Fischteiche wurden abgelassen, die Stadtkasse geleert und in jedes Haus Einquartierung gelegt, die nach Gutdünken mit den Bewohnern verfuhr.

Die Ausplünderung des Landes schrieb man dem Oberkommandierenden des französischen Heeres Marschall Richelieu zu, der, den eingehenden Gerüchten nach, mehr damit beschäftigt sein sollte, die eingetriebene Beute in die eigene oder in die Taschen seiner Freunde zu stecken.

Inzwischen war es Nacht geworden. Im Lichtschein des Feuers griff Matthäus gedankenverloren nach einem Edelstein, der ihm an einem Kettchen um den Hals hing, und sein Herz flog fort zu dem Ort, an dem seine Reise begonnen hatte...

1. Kapitel

Wie jedes Jahr, so wurde auch in diesem, trotz herrschender Not, nach einem feierlichen Gottesdienst in Northeim das Erntedankfest als bunter Markttag begangen. Gewiss, diesmal fiel der Markt weit geringer aus, dennoch gaben sich die Leute Mühe, etwas Gediegenes auf die Beine zu stellen.

Den Platz um das Rathaus säumten etliche Bauden. Musikanten spielten zum Tanzboden auf. Sogar fahrende Gaukler waren zugegen, die mit verwegenen Kunststücken den Atem des Publikums stocken ließen.

Als absolute Sensation galt jedoch ein exotisches Tier von gigantischer Größe, das sich Elefant nannte und aus dem fernen Indien stammte. Der französische Stadtkommandant hatte die Truppe, denen das Ungetüm gehörte, engagiert. Die Leute gerieten ins Staunen, denn die Elefantenkuh besaß nicht minder gigantische Kräfte und einen unermüdlichen Appetit. Selbst ganze Brotlaibe konnte sie verschlingen. Dazu war sie sehr gelehrig, beherrschte zahlreiche Kunststücke und schien von sanftem Gemüt. Matthäus Müller, Kantor und Lehrer an der Lateinschule, hatte zuvor von dem Tier in Büchern gelesen. Auch kannte er Zeichnungen, doch überwältigte auch ihn der leibhaftige Eindruck.

Als sich Matthäus an den Kunststücken sattgesehen hatte, beschloss er, den Tanzboden aufzusuchen, an dem er Nanni, das Mündel des Pastors, vermutete.

Bei einer Blumenfrau ließ er sich für zwei Groschen ein farbenfrohes Gebinde zusammenstellen, das er dachte, seiner Liebe, die er still in seinem Herzen trug, zu schenken.

Auf seinem Weg begegneten Matthäus eine Menge Franzosen, aber auch sein Freund August Spielen, der als Amtsfrohn der Stadt die Aufsicht über den Markt ausübte.

„Die Welschen halten bereits danach Ausschau, was sie uns als nächstes wegnehmen können“, empfing ihn Matthäus.

„Ich wüsste nichts, das sich noch für sie lohnen könnte“, gab ihm der Amtsfrohn zurück.

„Sag Bruder, hast du Nanni gesehen?“

„Sicher, die gesamte Sippschaft befindet sich beim Tanzboden.“

Aber lass dir gesagt sein, Stadtphysikus Willig hat ihr bereits aufgewartet“, antwortete August, mit einem Blick auf den Blumenstrauß gerichtet.

Matthäus dankte knapp, ließ seinen Freund stehen und drängte durch die Menschenmenge der Musik entgegen.

Der Tanzboden war gut besucht, denn Feste werden nun einmal gefeiert wie sie fallen, auch in schlechten Zeiten und selbst dann, sollte die Hand im Geldbeutel auf die Naht greifen.

An einem der Tische entdeckte Matthäus Pastor Völger mit Frau und deren vier Kinder.

Von Nanni war nichts zu sehen, vorerst jedenfalls nicht.

Doch vergingen nur wenige Augenblicke, bis er sie sah, seine Herzallerliebste, die mit dem Stadtphysikus ausgelassen das Tanzbein schwang. Pastor Völger blickte zufrieden drein.

Und als der Pastor mit seiner Frau ebenfalls ein Tänzchen wagte, bei dem er Dr. Willig aus verschmitzten Augen zulächelte, versanken im Angesicht des Idylls alle Vorsätze, die er sich vorgenommen hatte, in Grund und Boden.

„Werter Herr Kantor“, sprach ihn ein Diensthote von der Seite an.

„Ihro Hochwohlgeboren, Herr Major von Dethmer, wünscht Seine Aufwartung.“

Unversehens erwachte Matthäus aus seinen Kopfhängern.

Der vor Jahren zum Invaliden gewordene Major bekleidete in der Stadt das Amt des Kommandeurs der Bürgermiliz.

Ihm wurden vortreffliche Beziehungen zu den Franzosen nachgesagt. Natürlich war Matthäus erstaunt, dass gerade er an den Tisch des Majors gebeten wurde, der dort zwischen dem Stadtkommandanten und seinem Substitut, nebst Anhang saß.

„Herr Major wünschen?“, meldete sich Matthäus bei ihm, während er den Blumenstrauß hinter seinem Rücken verborgen hielt.

Major von Dethmer hatte im Laufe seines Soldatenlebens ein Sammelsurium an Geschossen und Säbelhieben eingefangen. Entsprechend verstümmelt zeigte sich sein Äußeres.

Der linke Unterschenkel bestand aus einer Prothese und sein Gesicht war von Narben entstellt. Die französischen Offiziere begegneten Matthäus gleichgültig. Dagegen hellte das zerfurchte Gesicht des Majors auf.

„Im Festgottesdienst hat Er sich mit der Kantorei und dem Posaunenchor vortrefflich zu Gehör gebracht“, spann der Major das Gespräch an.

„Habt Dank, IHro Hochwohlgeboren, doch haben wir es auch lange genug geübt.“

„Bei den mir im Gottesdienst widerfahrenen Impressionen möchte ich Ihm mein Beileid über den Tod Seines kürzlich verstorbenen Vaters aussprechen.“

„Habt Dank für Euer Mitgefühl, IHro Hochwohlgeboren, denn er ist mir und meinen Geschwistern stets ein guter Vater gewesen.“

„Vielleicht könnte ich es Ihm ermöglichen, zu Seinem älteren Bruder nach Braunschweig zu reisen, der wohl den Nachlass geregelt hat.“

„Woher wissen, Herr Major?“

„Neuigkeiten sprechen sich schnell herum. Zu gegebener Zeit wird Er von mir hören. Gehabt Euch solange wohl, werter Herr Kantor.“

Matthäus wusste nicht recht, wie er die Worte deuten sollte.

Doch fasste er neuen Mut und ging auf den Tisch zu, an dem Nanni mit dem Stadtphysikus wieder Platz genommen hatte. Nanni lächelte erschöpft. Auch Stadtphysikus Willig lächelte. Ehepaar Völger sah weiterhin zufrieden drein.

Vor Nanni angekommen, traf ihn ihr fragender Blick. Für einen Moment schien er zu wanken. Doch dann reichte er ihr den Blumenstrauß.

„Für die schönste aller Jungfern und die Königin des Tages“, sprach er dabei. Nannis tiefblaue Augen leuchteten. Die Blumen drückte sie gegen ihr Herz und Matthäus fühlte sich erleichtert, endlich das Entscheidende gesagt zu haben.

Bei einem Mundschenk orderte sie einen Krug Wasser.

„Darf ich dich um den nächsten Tanz bitten?“

Gerne willigte Nanni ein.

„Mademoiselle haben bereits mir die nächsten Tänze versprochen“, versetzte ihm Dr. Willig, der Matthäus aus seinem feinen Wams heraus abfällig beugte.

„In der Tat, dem ist so!“, bestätigte Pastor Völger.

„Mag sein, doch kann ein Frauenzimmer eine solch charmante Aufforderung ausschlagen? Ich denke nein, liebster Onkel“, sprach Nanni, stand auf, legte galant ihre Hand auf die ihr dargebotene Linke und schritt mit Matthäus zum Tanzboden.

„Unerhört, was sich dieser Kerl von niederer Herkunft anmaßt. Weiß er denn nicht, wer ich bin?“, vernahm Matthäus die gereizte Stimme des Stadtphysikus.

„Verzeiht, auch mir ist ihr Betragen unerklärlich. Doch seid unbesorgt, sie sind wie Bruder und Schwester zueinander“, hörte er zuletzt den Pastor sagen.

„Der Haussegen wird gewaltig schief hängen“, sprach Nanni leise.

„Einerlei, für diesen einen Tanz mit dir.“

Sie kamen gerade zurecht, als die Musik erneut aufspielte. Wie immer war Nanni bezaubernd anzusehen und bezaubernd war auch ihr Lächeln, das sie ihm schenkte. Unter einer „Dormeuse“ trug sie ihr langes, schwarzes, leicht bläulich schimmerndes Haar zu einem dicken Zopf geflochten, der ihr weit über den Rücken fiel. Nannis Gesicht wies nicht einen Makel auf. Ihre großen, tiefblauen Augen strahlten ihn an, von denen Matthäus glaubte, dass sie nicht zu dieser Welt gehörten. Ihre Blicke verlangten nach mehr. Doch verbot es der Anstand. Matthäus führte sie an den Tisch zurück. Pastor Völger drückte ihm einen Geldbeutel in die Hand.

„Hier, kümmere dich fortan lieber um die Jüngsten und sieh zu, dass sie genug Kurzweil finden“, fertigte er ihn ab.

Matthäus und Nanni tauschten bedauernde Blicke.

Wie es ihm der Pastor aufgetragen hatte, begab er sich mit dem zwölfjährigen Andreas, seinem um ein Jahr jüngeren Bruder Christian und dem Nesthäkchen Julia über den Markt.

Sie sahen Seilartisten, Feuerschluckern und Jongleuren zu, auch dem Elefanten, der seine nächste Vorstellung gab. Danach lud Matthäus die Kinder zu Bratäpfeln, Lebkuchen und Fahrten auf den Karussells ein.

Unterdessen waren der Elefantenkuh an den Seiten zwei hölzerne Sitzkörbe aufgezümt worden. Gegen einen Groschen bot der Tierbändiger auf ihr einen Rundgang um den Markt an. Das Publikum verhielt sich abwartend, trauten doch viele dem Tier nicht über den Weg. Matthäus ergriff die Gelegenheit, entrichtete die Taxe und erklimmte mit den Kindern über eine Leiter eines der Gestelle, in dem sie erwartungsvoll dem Abenteuer entgegen harrten. Vier wackere Bürgersleute taten es ihnen gleich. Schaukelnd setzte sich die Elefantenkuh in Bewegung, die der Tierbändiger an einem Seil durch die Menge führte. Von hier oben, gut doppelt so hoch wie ein Pferderücken, betrachtete man die Welt gleich mit anderen Augen. Matthäus war vergnügt und wohl noch mehr die Kinder. Bald kamen sie am Tanzboden vorbei. Die Leute dort staunten nicht schlecht, am meisten wohl Ehepaar Völger. Die Kinder jauchzten vor Glück und winkten eifrig in ihre Richtung, das ihnen allein nur Nanni erwiderte.

Nach einer Viertelstunde war der Rundgang beendet. Pastor Völger erwartete sie bereits, der gegenüber Matthäus zu einem Donnerwetter ansetzte. Von Lebensgefahr und Verantwortungslosigkeit war die Rede. Dagegen nutzten selbst die Beteuerungen des Tierbändigers nichts. Schließlich befahl er seine Kinder zu sich und verbot Matthäus, auch nur in die Nähe des Tanzbodens zu kommen.

„Ein herzloser Mensch, Euer Pastor, meine Emma ist doch ein zutrauliches Wesen“, sprach der Tierbändiger enttäuscht.

Wie ein begossener Pudel suchte Matthäus eine der Schankbauden auf und stürzte ein Bier hinab, dem gleich ein zweites folgte. Er blieb nicht lange allein, denn schon bald fanden sich Kumpane von der Gesellschaft „Blumenkohl“ ein, mit denen er sich regelmäßig montags in der „Sonne“ zum Kegeln traf. Die eine Hälfte der Genossenschaft gehörte dem Posaunenchor, die andere der Kantorei an.

Als sich sein Bariton und bester Freund, der Amtsfrohn August Spielen, zu ihnen gesellte, begann ein fröhliches Zechen, bei dem sie manches Trinklied zum Besten gaben.

Doch glitten seine Gedanken immer wieder zu Nanni und der Gangart, mit der ihn der Pastor abgefertigt hatte.

Bereits nach einer Stunde nahm Matthäus Abschied von der Runde. August Spielen sah ihn forschend an.

Im Pastorenhaus angekommen, suchte er das Musikzimmer auf. Dort setzte er sich an den Flügel. Für einen Moment hielt er inne, dann schenkte ihm der Augenblick die Musik. Das Spiel ging ihm leicht von der Hand und bald war Matthäus so sehr darin vertieft, dass er der Welt entrückte und erst wieder zu sich fand, als er den zweiten Satz beendet hatte und Nanni bemerkte, die ihm gegenüberstand.

Tränen lagen in ihren Augen.

„Wie schön deine Musik doch ist“, sagte sie, „ein Ideal auf einen Traum, den es in Wirklichkeit nicht gibt.“

„Musik, Nanni“, antwortete er, „beginnt dort, wo die Worte verzagen.“

Nanni schwieg. Langsam ging sie zum Fenster und sah hinaus.

„Mein Onkel möchte mich mit dem Stadtphysikus verkuppeln. Etwas Langweiligeres kann ich mir nicht vorstellen“, sprach sie.

„Wie denkst du zu verfahren?“

Nanni antwortete nicht. Sie drehte sich zu ihm um. Tränen rannen über ihre Wangen.

„Aus meines tiefsten Herzens Grunde ...“, setzte Matthäus an.

Nanni lief aus dem Zimmer. Die Tür schlug hinter ihr zu.

Bei dem Gedanken, sie in den Armen eines anderen zu wissen, kamen nun auch Matthäus Tränen der Verzweiflung.

Denn wie sollte er auch gegen den wohlhabenden Stadtphysikus Dr. Willig ankommen?

Unterdessen betrat ihre Einquartierung das Haus. Ein Leutnant und ein Fähnrich, beides angenehme Leute, mit denen die Familie ein gutes Auskommen besaß, selbst in Belangen der Hausmusik, die sie bei Gelegenheit gerne mit einer Querflöte und Violine unterstützten. Recht angetrunken warfen sie einen Blick in das Musikzimmer, wünschten „bon jour“ und verschwanden wieder.

Noch einmal versuchte sich Matthäus an der Komposition – vergebens. Nichts wollte ihm mehr gelingen. Die Musik war verloren und nichts brachte sie ihm zurück. Er packte die Noten zu einem Stapel und ging in seine Kammer hinauf.

Dort vergrub er sich in seine Grillen.

Zur Mittagszeit des nächsten Tages, als Matthäus nach der Orgelprobe die Kirche verließ, wartete ihm am Seitenportal der Kammerdiener von Major Dethmer auf.

„Ihro Hochwohlgeboren, der Herr Major, bitten den werten Herrn Kantor gegen ein Uhr zu sich. Ist mir erlaubt, Ihn anzukündigen?“, fragte er an.

„Gut, ich werde kommen“, antworte ihm Matthäus, der sich über die postwendende Einladung wunderte, hatte er doch den Worten des Majors nicht all zu viel Bedeutung beigemessen.

Matthäus verschloss das Seitenportal, setzte seinen Dreispitz auf und legte das kurze Wegstück zum Pastorenhaus zurück. Es war ein Fachwerkhaus, wie alle Bürgerhäuser in der Stadt. Zwei Steinstufen führten zu einer schweren, mit Malerei verzierten Eichentür. Matthäus betrat die großzügige Diele. Zu seiner rechten lagen das Musikzimmer und zwei Gemeinderäume, in denen Frau Völger mit Nanni und einer Offizierswitwe eine Winkelschule für Mädchen unterhielt, da der Besuch der Lateinschule allein nur Jünglingen vorbehalten war.

Die gegenüberliegende Seite nahmen die Wohnstube, in der nun die Franzosen hausten, und die Küche ein. Am Ende der Diele führte die Hintertür zum Hof hinaus. Seitlich versetzt, unterhalb der Treppe, ging der Zugang zum Keller hinab.

Im ersten Stockwerk waren eine umfassende Bibliothek, das Archiv, das Arbeitszimmer des Pastors und das elterliche Schlafgemach untergebracht. Die Etage darüber, unter dem Wäschespeicher, beherbergte die Kinder, Nanni, ihre Magd Josepha und Matthäus.

Der Keller bestand aus vier gleichmäßig großen Räumen, von denen drei als Vorratskammern dienten. Der vierte wurde als Waschküche und Bad genutzt. Von dort führte ein Abflussschacht zur nahe gelegenen Stadtmauer und dem Wassergraben, die Northeim umgaben.

Bis zum Laufsteg der Stadtmauer erstreckte sich ein umzäunter Hof mit Scheune und Stallung, in der neben Kleinvieh auch ihr Pferd „Liese“ untergebracht war. Seitlich daran stand schüchtern das Latrinenhäuschen, inmitten des Hofes ein gemauerter Brunnen, daneben befanden sich die Erdhügel der Mieten, in denen das Gemüse eingelagert wurde.

Im Haus roch es nach Grünkernsuppe. Matthäus ging in die Küche. Die Familie saß bereits bei Tisch. Allein der Pastor fehlte. Am leeren Kopfende stand die Suppenschüssel, daneben ein Stapel Holzteller. Matthäus nahm seinen angestammten Platz gegenüber Nanni ein.

Sie sahen sich an. Wie schön sie ist und doch für mich so weit und unerreichbar, dachte er. Sie wird den Stadtphysikus heiraten, so ist es nun einmal beschlossen.

An diesem Tag hatte Nanni ein weißbeschürztes Kattunkleid angelegt, das die Rundungen ihres Busens hervorhob und ab der Taille viele Falten warf.

Seit ihrem zweiten Lebensjahr lebte Elisabeth Libius, von den Kindern nur Tante Nanni genannt, bei ihrem Onkel, dem Pastor. Sie stammte aus Braunschweig. Ihr Vater war dort zweiter Lehrer an der Lateinschule gewesen, dessen einziges Kind sie blieb, da ihn und seine schwangere Frau die Cholera hinwegraffte. Daraufhin nahm sie ihr Onkel bei sich in Northeim auf. Damals war er noch zweiter Prediger gewesen, der gerade das Theologiestudium beendet und geheiratet hatte. Doch blieb dem Paar der Kinderwunsch vorerst verwehrt. Daher nahmen sie sich umso mehr der kleinen Elisabeth an. Bereits im zarten Alter von

„Mit Sicherheit eine Reaktion auf Feindbewegungen“, sprach Moritz.

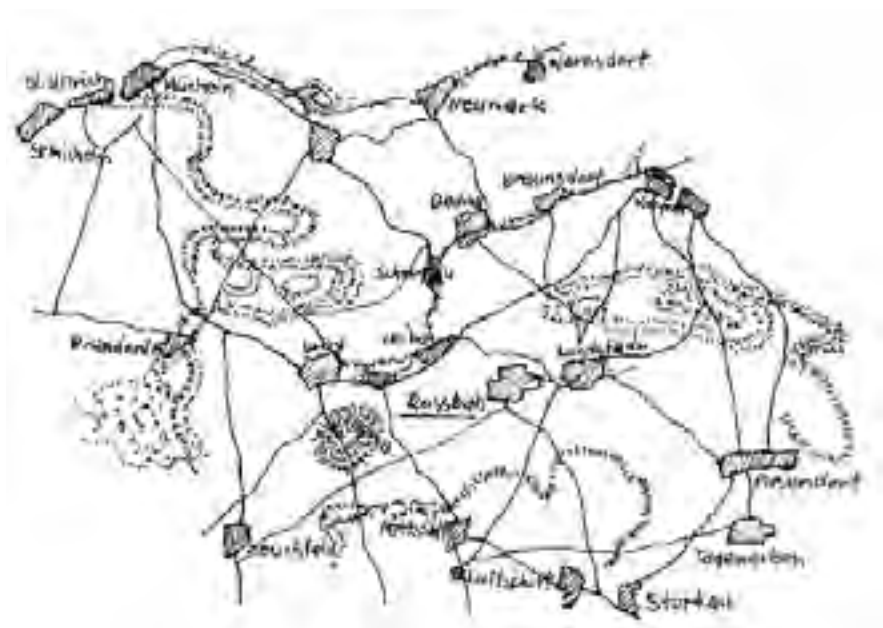
Johann spürte, wie seine innere Spannung wuchs. Wer in Alarmbereitschaft versetzt war, belud schon Wagen und Packpferde. Einige Eskadronen Kavallerie formierten sich.

Endlich wurden die geschundenen Soldaten des Zuges Kunz von der wissenschaftlichen Exkursion befreit und wankten keuchend den Zelten entgegen.

„In einer halben Stunde Kleider- und Waffenappell“, jauchzte ihnen der Korporal nach.

„Du elender Kerl“, sprach Johann.

„Wie ich schon sagte, seine Schonzeit läuft langsam ab“, bemerkte Adam Asmus. Für einen Moment sahen sie sich an, als ob sie ein Bündnis geschlossen hätten.



Im Westen hinter einer Niederung lagen eingerahmt von Hügelketten nacheinander drei Dörfer, denen sich ein Waldstück anschloss. Das Dorf, das ihnen am nächsten lag, hieß Rossbach. Nördlich des zu hinterst gelegenen Dorfes befand sich eine einzelne vorgelagerte Anhöhe. Am Waldrand erkannte Johann Reiterabteilungen, die wie buntgescheckte kleine Ameisen aussahen. Die Distanz schätzte er auf eine halbe deutsche Meile ein.

„Sie kommen“, sprach er.

„Du sagst es.“

Die Linie der feindlichen Kavallerie wurde länger und länger.

Infanteriekolonnen tauchten auf, zwischen den einzelnen Regimentern Artillerieverbände. Aus der Entfernung konnte Johann die Zahl der Geschütze nicht genau abschätzen. Aber eines erkannte er, ihr Ausmaß musste gewaltig sein.

Die Vorhut zog weiter nach Süden, die bald von der Hügelkette verdeckt wurde.

Niemand sprach ein Wort. Alle Augenpaare waren auf die Revue des feindlichen Heeres gerichtet.

„Der Gegner weicht aus“, vermutete der Sergeant schließlich.

Hoffnung keimte, doch währte sie nicht lange, da die Vorhut des Feindes nach einer halben Stunde wieder zum Vorschein kam und das bedenklich nahe. Die Franzosen hatten die Richtung geändert und waren nach Osten gezogen. Durch die Linksschwenkung drohten sie, die preußische Armee zu umgehen und ihr in die Flanke zu fallen. Dennoch erfolgte keine Gegenmaßnahme.

Es war gerade zwölf Uhr und das Gros der Armee nahm das Mittagessen ein. Auch die Wachtposten bedienten sich des Inhalts ihrer Brotbeutel. Manch einer kaute nervös.

Die feindliche Reiterei unterbrach ihren Vormarsch. Langsam schlossen Infanteriekolonnen auf.

„Vielleicht haben sie Angst vor der eigenen Courage“, bemerkte Johann.

„Sicher wird es für sie ein ungewöhnlicher Anblick sein, beim Anmarsch den Feind dabei zu beobachten, wie dieser in aller Ruhe zu Mittag isst. Doch sollen die Franzosen ja höfliche Leute sein. Sicher wollen sie uns zuerst einmal zu Ende essen lassen“, stellte Moritz Lindau fest.

„Ich hab ja schon immer gesagt: Gut Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“, unterstrich der Sergeant.

Eine weitere halbe Stunde verging, in der die Lage auf beiden Seiten unverändert blieb. Dann schlugen die Tambouren der preußischen Infanterie zum Sammeln an.

Die Wachen verließen ihre Posten und eilten zum Alarmplatz.

In drei Reihen trat das Regiment an. Es wurde befohlen, das Lager unverzüglich abzubrechen und zum Abmarsch anzutreten. Kommandos gellten. Zelte wurden abgeschlagen, Fuhrwerke und Pferde beladen. Jeder Handgriff saß - in etlichen Stunden eingeübt. Innerhalb weniger Minuten war das Lager geräumt. Auf das Kommando „zugleich“ protzte die Geschützmannschaft die Kanone auf. Die Pferde wurden angespannt.

Treffenweiser Marsch wurde befohlen. Stabsoffiziere und Meldereiter ritten von Regiment zu Regiment, um den Rückzug zu koordinieren.

Das Regiment „Herzog Ferdinand von Braunschweig“ bildete die Vorhut des ersten Treffens. An ihrer linken Flanke formierten sich die vier Grenadierbataillone, die General Keith befehligte. Johann lenkte den Protzwagen von „Anna“, dem das zweite Bataillongeschütz und die Munitionswagen folgten. Dahinter schloss die Infanterie auf. Die Pferdeknechte beförderten Pionierfuhrwerke und Packpferde zum Tross der Marketender.

Fortan wich Leutnant von der Goltz nicht mehr von ihrer Seite. Von seinem Ross aus blickte er ernst drein. Als sie die Straße erreichten, erhielten sie Order, auf ihr nach Osten einzuschwenken. Eine Gruppe hoher Offiziere, von Meldereitern flankiert, ritt an ihnen vorbei und setzte sich an die Spitze des Zuges. Unter ihnen erkannte Johann Prinz Heinrich, den jüngsten Bruder des Königs, der wohl das Kommando über die Vorhut führte.

Vom Feind war bald nichts mehr zu sehen, der von den Anhöhen im Süden verdeckt wurde. Einer der Meldereiter kam heran. Das Marschtempo sollte erhöht werden. Johann lockerte die Zügel und trieb die Pferde an. An ihrer rechten Flanke wurden sie im leichten Galopp von Kürassier- und Dragonerregimentern überholt, die zügig Raum gewannen.

„Unsere gesamte Kavallerie. Es geht los“, sagte der Sergeant.

Johann wünschte sich nach Hause zu Vater und Mutter und sah, wie er als kleines Kind in der Küche vor dem Herd auf einer Schiefertafel ein Haus malte. Den Dachgiebel verzierte er mit einem Herzen.

„Wie absurd“, sprach er leise.

Wieder ritten Meldereiter die Front ab. Leutnant von der Goltz ordnete an, die Straße nach links hin zu räumen, um die schwere Artillerie vorzulassen. Johann lenkte den Protzwagen vom Weg ab. Die Lafette holperte bedenklich und hinterließ in der Feldflur tiefe Furchen. Die 12- und 24 Pfünder schlossen zur Spitze auf. Im Ganzen zählte Johann dreiundzwanzig Geschütze.

Währenddessen war die Kavallerie hinter einem Hügel, der halbrechts vor ihnen lag, verschwunden. In hohem Galopp jagte ein Offizier an ihrem Geschütz vorbei, der offensichtlich dem Führungsstab wichtige Instruktionen überbrachte, da sich der Prinz daraufhin kurz mit seinen Offizieren besprach. Befehle wurden ausgegeben. Meldereiter stoben davon.

Auf dem Hügel südlich von ihnen erschien eine Schwadron grüner Husaren. Sie kamen herunter geritten, machten kehrt und führten als Flankenschutz 18 der schweren Geschütze hinauf. Fünf der 12-Pfünder blieben zurück. Als die Artillerie die befohlene Stellung erreicht hatte, ritt ein Pulk Husaren nach rechts ab. Wenige Augenblicke später fielen Schüsse. Zuerst einzelne, dann ganze Salven.

„Die ersten Geplänkel. Der Feind versucht, uns zu überflügeln“, sprach der Sergeant.

„Die Hydra beginnt, ihre Köpfe um uns zu schlingen“, sagte Johann halb geistesabwesend.

„Eine Hydra, was ist das?“

„Sie ist eine neunköpfige, Gift speiende Riesenschlange, die der griechischen Mythologie entstammt. Gegen sie hat der Held Herakles gekämpft. Doch wann immer er ihr einen Kopf abschlug, wuchsen daraus zwei neue hervor.“

„Hat er sie dennoch besiegt?“

„Ja, mit Hilfe seines Neffen Jolaos, der die Wunden mit einer Fackel ausbrannte, damit keine Köpfe mehr nachwachsen konnten.“

„Eine schöne Geschichte, ich werde sie mir merken, da uns gleiches gelingen wird.“

Auf dem Hügel hatte die schwere Artillerie inzwischen Stellung bezogen und feuerte in Kette die erste Lage ab.

Vor Schreck zuckte Johann zusammen. Selbst die hartgesottenen Pferde tänzelten, doch gewöhnten sie sich schnell an das Schießen.

Die eigene Kavallerie kam wieder in Sicht. Sie hatte zu zwei Treffen Aufstellung genommen. Die Standarten waren bereits entrollt. Als erste Angriffswelle standen die Dragonerregimenter Czetrütz und Meinicke bereit, dazu das Leibregiment Kürassiere. Die Kürassierregimenter Garde du Korps, Gendarmes, Rochow und Driesen bildeten das zweite Treffen. Vor der Front der ersten Angriffswelle befand sich ein kleines Pikett Kavallerie. Unter ihnen sah Johann einen General der Kürassiere, der auf einem Schimmel saß. Sein Brustpanzer war blankpoliert, der selbst noch in der schwachen Herbstsonne, die sich für einen Augenblick am Himmel zeigte, glänzte. Es musste der legendäre Seydlitz sein. Aus der Front löste sich ein Reiter, der auf das Pikett zuhielt.

„Wir haben Ihn doch befohlen, beim „Garde du Korps“ zu bleiben“, empfing Generalmajor von Seydlitz seinen Burschen, der die Montur eines gemeinen Kürassiers mitführte.

„Wenn Herr Generalmajor schon die Absicht haben, in vorderster Linie gegen den Feind zu reiten, sollte man Ihn wenigstens nicht gleich erkennen können. Daher habe ich mir erlaubt, die Montur eines Gemeinen zu besorgen, mit der sich

Herr Generalmajor zu Seiner eigenen Sicherheit versehen sollten.“

„Ihn ehrt die Sorge um meine Gesundheit, doch gedenken wir, dem Gegenteil standesgemäß aufzuwarten. Also spute Er sich und nehme Er Seinen befohlenen Posten wieder ein“, befahl ihm Seydlitz, der sich in aller Ruhe eine Pfeife stopfte.

Johann sah, wie der Reiter nach kurzem Aufenthalt wieder zurückkehrte.

Auf dem Hügel schoss die Artillerie Dauerfeuer.

Trompetensignale!

„Rechts schwenkend, „en ordre de bataille!“, befahl der Leutnant.

Zu drei Gliedern gestaffelt traten die Bataillone an. Fünfundzwanzig Schritte vor der Front fuhren die Regimentsgeschütze auf. Die vier Grenadierbataillone des zweiten Treffens setzten den Marsch in Richtung eines Dorfes südöstlich von ihnen fort. Der Tross formierte sich zu einer Wagenburg. Berittene trieben die Rinderherde zusammen. Das durch die Schlacht bei Prag arg dezimierte Regiment „Winterfeld“ zog zum Schutz der Bagage auf.

Die Fahnen wurden entrollt. Die Geschütze auf dem Hügel verstummten. Für Minuten herrschte eine unheimliche Stille, die nur das Flattern der Fahnen im Wind durchdrang.

Die Feldprediger traten hervor. Das „Vater unser“ wurde gesprochen. Wer katholisch war, bekreuzigte sich.

Nahe der schweren Artillerie hatte sich der König mit seinem Stab eingefunden und das Musikkorps aufmarschieren lassen. Durch das Okular seines Fernrohrs betrachtete er das beeindruckende Aufgebot des herannahenden Gegners.

Er setzte das Fernrohr wieder ab und wandte sich an die versammelten Offiziere: „Bon, messieurs, die Franzosen nehmen das Rendezvous an und marschieren mir blind links in die ausgelegte Falle hinein.“

Ein junger Offizier kam auf ihn zu geritten.

„Die Armee ist in Schlachtordnung angetreten, Majestät!“, rief er.

„Gut, Steuben, kündigen wir dem Feind an, dass wir kommen.“

Fast gelangweilt hob er die rechte Hand.

„Musik!“, befahl er dem Kapellmeister.

Das klingende Spiel des „Hohenfriedbergers“ zerriss die Stille. Der Marsch vermittelte Vertrauen und Zuversicht.

Eine Haubitze schoss einen grünen Leuchtsatz ab. Nun ertönten Pauken und Fanfaren, die zu einem Reitermarsch aufspielten. Die Kavallerie zog die Säbel blank und setzte sich in leichten Trab.

„Es gibt doch nichts Erbaulicheres, als die preußische Armee in eine Schlacht ziehen zu sehen“, kommentierte Sergeant Schulz das bühnenreife Schauspiel.

Pauken und Fanfaren verstummten. Schmetternd riefen Trompetensignale zur Attacke – die Erde bebte – im gestreckten Galopp jagten 7000 Reiter über den Hügel dem Feind entgegen – Schlachtenlärm – durchgehende, reiterlose Pferde tauchten auf, mit panischem Schrecken in ihren Augen. Ein Ross zog taumelnd seine Gedärme hinter sich her, bis es endlich, von mehren Kugeln getroffen, tot zusammenbrach. Verwundete Reiter kamen zum Vorschein. Manche ganz in sich zusammengesackt.

Einer von ihnen, ein Brandenburger vom „Meinickeregiment“ besaß nur noch einen Arm. Er blutete kaum und ritt direkt auf ihr Geschütz zu. Sein Gesicht war bereits vom Tod gezeichnet.

„Welch ein Sieg, welch ein grandioser Sieg“, rief er. In diesem Moment schoss aus dem Rumpf des abgeschlagenen Armes pulsierendes Blut. Verwundert sah er auf die Stelle und versuchte, sie mit der noch verbliebenen Hand abzudichten, er begann, nach seiner Mutter zu schreien, fiel ohnmächtig vom Pferd und verblutete vor ihren Augen.

„Der Tod hat viele Gesichter, nur ist keines davon schön anzusehen“, sprach der Sergeant.

Vom Feind war noch immer nichts zu sehen. Hatte der Dragoner in seinem Todeskampf die Wahrheit gesprochen?

Auf dem Hügel schoss eine Haubitze einen roten Leuchtsatz ab – das Zeichen für die Infanterie.

Ihr Regimentskommandeur, Oberst von Prignitz, ritt vor die Front:

„Pfeifer und Tambouren, den „Hohenfriedberger“, Regiment Herzog Ferdinand von Braunschweig, das Gewehr über – im Gleichschritt – zum Angriff, Marsch!“

Johann löste die Bremse und gab den Pferden die Zügel. Die aus Hunderten von Trommeln und Pfeifen wiedergegebene Melodie, die nun die ganze Armee aufnahm, vermittelte die Illusion der Unbesiegbarkeit, die vom Donnern der Artillerie untermalt wurde.

Mit ihrem Regiment an der Spitze schwenkte der gesamte linke Flügel gegen den Feind ein. Neben ihnen rückte das Regiment „von Kleist“ mit den fünf verbliebenen schweren Feldgeschützen vor. Die Fahnen der anderen Regimenter waren für Johann zu weit entfernt, um sie genauer bestimmen zu können, doch glaubte er, zumindest die Regimenter „Forcade“ und „Itzenplitz“ zu erkennen.

Unaufhörlich marschierte die Armee im Rhythmus der Trommeln gegen die Hügelkette vor.

Der Anblick des Feindes nahte. Johanns Herz pochte.

Dann, als sie den Höhenkamm erreicht hatten, sah er ihn – er fühlte sich hilflos und klein. Auch dem Sergeant war die innere Unruhe anzusehen. „Mein Gott, das sind ja mehr als wir Munition haben“, entfuhr es ihm.

Der Heerzug des Gegners war noch immer in Kolonnen begriffen.

Die Artillerie stellte das Feuer ein und protzte in aller Eile die Geschütze auf.

Die Entfernung der beiden Armeen zueinander betrug vielleicht noch viertausend Schritte.

Die schwere Artillerie zog sich erneut rechts neben dem Regiment „von Kleist“ zusammen und rückte nun gemeinsam mit der Infanterie vor. Die feindliche Kavallerie war tatsächlich geworfen und wurde von der eigenen Reiterei hartnäckig verfolgt.

Links neben ihnen lag die Wallstatt, auf der das Treffen stattgefunden hatte. Es war ein furchtbarer Anblick. Etliche mit Blut überströmte Pferde versuchten, vergeblich aufzustehen. Dazwischen zuckten die Leiber Verwundeter. Inzwischen hatte ihr Flügel eine Rechtsschwenkung von annähernd 180 Grad vorgenommen.

Bei den Franzosen entstand Unruhe. Sie hielten an und gruppieren ihre Avantgarde zu gewaltigen Karrees um, ein jedes davon zwei Regimenter stark.

„Sie bilden Folardsche Kolonnen und werden versuchen, unsere dünne Linie zu durchbrechen“, stellte der Sergeant fest.

Dem gesamten linken Flügel wurde Halt befohlen. Die Marschmusik brach ab.

„Abprotzen und Stellung beziehen!“, befahl der Leutnant.

Johann zog die Bremsen an. Auf das Kommando „zugleich“ hing die Mannschaft den Geschützenschwanz von der Protze ab.

Danksagung

Damit das Manuskript fertig gestellt werden konnte, gilt mein ausdrücklicher Dank einer Vielzahl von Behörden und kulturellen Einrichtungen, die mich bei meiner Recherche tatkräftig unterstützt haben. Es sind dies in alphabetischer Reihenfolge nach Städten geordnet:

- Das geheime Staatsarchiv preußischer Kulturbesitz, Berlin-Dahlem
- Die deutsche Staatsbibliothek, Berlin, Unter den Linden, vornehmlich Frau Pigosch
- Das Heimatmuseum Blankenburg
- Das evang. Kirchenarchiv Braunschweig
- Das Stadtarchiv Braunschweig
- Die badische Landesbibliothek, Karlsruhe
- Das evang. Kirchenarchiv Magdeburg-Mitte
- Das evang. Kirchenarchiv Magdeburg-Südwest (Ottersleben), vornehmlich Herrn Pfarrer Kretschmann
- Das Stadtarchiv Magdeburg
- Das Landesarchiv von Sachsen-Anhalt, Magdeburg
- Das evang. Kirchenarchiv Northeim
- Das Stadtarchiv Northeim, vornehmlich Herrn Dr. von Hindte
- Die Stadtbibliothek Offenburg
- Das wehrgeschichtliche Museum, Rastatt
- Das braunschweigische Staatsarchiv, Wolfenbüttel

Des Weiteren bedanke ich mich bei meiner Schwester Frau Rosemarie Richter und Herrn Dr. Stefan Schipperges für die Durchsicht des Manuskripts.

Raimund Müller

Anhang

Wörterklärungen

affinité – Geistesnähe

Akkuratesse – Genauigkeit, Sorgfalt

Alchemie – Chemie des Mittelalters

Allemande – Modetanz während des Rokocos

Auditor – Vernehmungsrichter beim Militärgericht

Avantgarde – hier: Angriff, Angriffsreihen

BachantIn – Dienerin des Bacchus, römischer Gott des Weins und des Vergnügens

Bataille – Schlacht

Börde – die Gegend um Magdeburg

burlesk – possenhaft

Büttel – Knecht

Chargen – hier: niedere Dienstgrade

Contenance – Haltung

Cornet – Unterleutnant bei der Kavallerie

Couleur – Farbe, hier Gesinnung

Crapaud – Haarbeutel

Dalmacia – der römischen Tunika ähnelndes Gewand

Damoklesschwert – Schwert des Unglücks

déployieren – sich formieren

déjeuner – Frühstück

Déshabillé – Hauskleid

devot – sich übertrieben ergeben zeigen

diabolisch – teuflisch

distinguiert – vornehm

Domestiken – Dienstboten

Eskadron – kleinste taktische Einheit der Kavallerie

Exekutive – vollziehende Gewalt

Feldscher – Chirurg

filles de joie – Freudenmädchen

Folardsche Kolonnen – eine Formation, bei der die Soldaten ein lang gezogenes Rechteck bilden

Fourage – Versorgungsgüter

Grillen – negative Gedanken

Halter – bei den Österreichern für Bursche, Kerl

impertinent – ungehörig, frech, unverschämt

intervenieren – sich einmischen

Judikative – richterliche Gewalt

Kadenz – Akkordfolge als Abschluss eines Tonsatzes oder Tonabschnittes

klerikal – den Standpunkt der katholischen Kirche vertretend

konspirativ – verschwörerisch

Konterfei – Abbild, Portrait

korinthische Pilaster – Wandpfeiler der griechischen Antike nachempfunden

kopulierte Soldaten – verheiratete Soldaten

krumm geschlossen – über einem Balken wurden dem Verurteilten die Handgelenke an den Fußgelenken gefesselt

Anmerkungen

Siebenjähriger Krieg 1756–1763 (3. Schlesischer Krieg)

Krieg, den Österreich im Bündnis mit Frankreich, Russland, Schweden, Sachsen (Polen) und die Mehrzahl der Reichsstände (Reichsarmee) um die Wiedererlangung Schlesiens gegen Preußen führten und der Kolonialkrieg zwischen Großbritannien und Frankreich.

Friedrich II., der Große, König von Preußen, *24.01.1712 in Berlin, †17.08.1786 in Potsdam, Philosoph und Komponist, musisch hochbegabt und gegenüber den Ideen der Aufklärung aufgeschlossen, hatte bald eine vollkommen andere Auffassung von Regierung und Politik als sein Vater, Friedrich Wilhelm I., der ihn mit militärischer Strenge erziehen ließ. Ein Fluchtversuch 1730 nach England scheiterte. Es folgte die Festungshaft in Küstrin bis 1732, woraufhin er sich schließlich seinem Vater unterwarf und die erzwungene Verlobung mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern einging.

1739 verfasste er eine Denkschrift (den Antimachiavel), in der er den König als ersten Diener des Staates sah, der dem Wohl des Volkes gegenüber verpflichtet sei. Während seiner Regierungszeit (seit 1740) stand Friedrich II. stets zwischen den Idealen des Humanismus und der Staatsräson. Diese Gegensätze und die Traumata seiner Jugend formten ihn zu einer zwiespältigen Persönlichkeit.

Als die junge Maria Theresia von Habsburg den österreichischen Thron bestieg, nutzte Friedrich II. einen zweifelhaften Erbschaftsanspruch auf die reiche Provinz Schlesien, um dort einzumarschieren. Daraus entbrannten drei Kriege (1740–1742), (1744–1745), (1756–1763), von denen der letzte als der Siebenjährige Krieg in die Geschichte einging.

Obwohl er gleich mehrfach den Bestand des Staates leichtsinnig aufs Spiel setzte, erhob er Preußen zu einer europäischen Großmacht.

Seine Bildungspolitik und seine innenpolitischen Reformen galten als Vorbild für ganz Europa. Seine weitreichenden Maßnahmen und Reformen ließ er streng kontrollieren. Oft begab er sich auch selbst auf Inspektionsreisen, um unangekündigt vor Ort zu erscheinen.

Seine Außenpolitik blieb ganz auf Preußen fixiert. Das Schicksal Deutschlands interessierte ihn nicht.

Als Flötenvirtuose verfasste er zahlreiche Kompositionen für Flöte und Orchester.

Maria Theresia von Österreich, *13.05.1717, † ebd. 29.11.1780; Erbtöchter Kaiser Karls VI., seit 1736 ⚭ mit Herzog Franz Stephan von Lothringen, als Franz I. Kaiser seit 1745, seitdem wird Maria Theresia Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation genannt.

Nach dem Tod ihres Vaters übernahm sie 1740 die Regierungsgeschäfte. Obwohl allgemein anerkannt, sah sie sich zahlreichen Erbschaftsansprüchen europäischer Herrscher ausgesetzt. Dies führte zum Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748), in dem sie bis auf Schlesien, Parma und Piacenza ihre Länder behaupten konnte.

Sie reformierte die innere Verwaltung der nur lose miteinander verbundenen österreichischen Staaten und schaffte die Steuerfreiheit für Adel und Klerus ab. Zahlreiche ihrer innenpolitischen Maßnahmen hoben die Volkswirtschaft und besserten die Lebensverhältnisse.

Maria Theresias Persönlichkeit war von tiefer Frömmigkeit und Mütterlichkeit geprägt. Aus der Ehe mit Franz I. entstammten 16 Kinder. Sie galt als volkstümliche Herrscherin.

Herzog Karl I. von Braunschweig, * Braunschweig 01.08.1713, † ebd. 26.03.1780, war verheiratet mit Philippine Charlotte von Preußen, einer Schwester Friedrichs II. Er förderte Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft und schuf das Collegium Carolinum: die Vorläuferin der jetzigen Technischen Universität.

Durch seine üppige Hofhaltung stürzte er das Land in Schulden. Die zeitweise Besetzung des Herzogtums im Siebenjährigen Krieg durch französische Truppen führte beinahe zum Ruin des Staates. Um die Staatskasse zu sanieren, beteiligte sich der Herzog während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges am Soldatenhandel mit Großbritannien.

Friedrich Wilhelm von Steuben, * 17.09.1730 Magdeburg, † 28.11.1794 auf seiner Farm Sixty im Staate New York.

Preußischer Offizier, gehörte während des Siebenjährigen Krieges zunächst dem Freikorps Mayr an, später Geheimpkurier, stand als Stabskapitän zuletzt unter dem Kommando des Prinzen Heinrich von Preußen.

Nach seinem Abschied war er Hofmarschall beim Fürsten von Hohenzollern Hechingen, danach Oberst der badischen Armee. Bei einem Frankreichaufenthalt machte er die Bekanntschaft mit dem amerikanischen Gesandten Benjamin Franklin, auf dessen Vermittlung er während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges der Kontinentalarmee beitrug. Zum Generalinspekteur ernannt, formte er die junge amerikanische Armee nach preußischem Vorbild. Teilweise führte er selbst Kommandos und war maßgeblich an der Einnahme von Yorktown beteiligt.

Pompadour, Jeannette Antonia Poisson, (Marquise de seit 1745, Herzogin seit 1752), * 29.12.1721 Paris, † 15.04.1764, 1741 vermählt mit dem Steuerpächter Lenormant d'Etoilles, wurde 1745 die Geliebte Ludwigs XV., woraufhin ihr Gemahl von ihr geschieden wurde. 1756 Palastdame der Königin. Sie bereicherte sich, ihre Familie und ihre Günstlinge; diese Verschwendung machte das Königtum im Volk verhasst und gefährdete die Staatsfinanzen. („der Pomp der Pompadour“). Sie trug aus Hass gegen Friedrich II., der sie als „Hure auf Frankreichs Thron“ verspottet hatte, maßgeblich zum Anschluss Frankreichs an Österreich und damit zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges bei. Von ihr soll der Anspruch stammen: „Nach uns die Sintflut.“

Charles de Rohan, Prinz von Soubise, Marschall von Frankreich *16.07.1715, Paris, † 04.07.1787, ebd..

Als Günstling der Pompadour wurde er Heerführer. Bei Rossbach (05.11.1757) entscheidend von den Preußen geschlagen. Wegen seines Sieges über die Hessen bei Lutterberg wurde er Marschall, unterlag mit Broglie 1761 bei Bellinghausen gegen Herzog Ferdinand.

Nach der Pompadour war er auch ein Günstling der Dubarry, (einer weiteren einflussreichen Mätresse Ludwigs XV.).

Herzog Ferdinand von Braunschweig, preußischer General, *12.01.1721 Wolfenbüttel, † 03.07.1792 Braunschweig.

Ein jüngerer Bruder des Herzogs Karl I. Er war einer der besten Generäle Fried-